

dtv

Die zentrale Thematik dieses 1866 erstmals erschienenen Romans kreist um zwei Pole: die zerstörerische Leidenschaft zum Spiel und die Qual einer komplizierten Liebesbeziehung. Zunächst will Aleksej Iwanowitsch am Spieltisch nur seine ruinöse Finanzlage verbessern, aber wie der berühmte Autor selbst erliegt er der Faszination des Rouletts. Als ihm schließlich seine heimliche Liebe Paulina ihre Zuneigung gesteht, kann er den eingeschlagenen Weg nicht mehr verlassen. Er verliert die Geliebte, die erkennt, daß sie gegen die »Poesie des Spiels« ohnmächtig ist.

Fjodor Michailowitsch Dostojewskij (1821–1881) schrieb dieses berühmte Werk innerhalb von nur sechzehn Tagen nieder – die eigene Spielleidenschaft und seine selbstquälerrische Affäre mit der schönen Polina Suslowa bildeten den realen Hintergrund. Dabei offenbart gerade die kunstvolle Verknüpfung von toderner Problematik und satirisch-amüsanter Erzählweise das unnachahmliche Können des großen russischen Epikers.

Fjodor Michailowitsch
Dostojewskij

Der Spieler

Aus den Aufzeichnungen
eines jungen Mannes

Roman

Aus dem Russischen übertragen
von Arthur Luther

Mit einem Nachwort von Rudolf Neuhäuser

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Fjodor Michailowitsch Dostojewskij
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:

Der Idiot (12407)

Die Dämonen (12408)

Die Brüder Karamasow (12410)

Der Jüngling (2054)

Der Doppelgänger (12411)

Schuld und Sühne (12405)

Der Großinquisitor (dtv zweisprachig 9464)

dtv portrait Fjodor M. Dostojewskij
von Christine Hamel (31066)

Titel der Originalausgabe:
»Igrok. Iz zapisol molodogo čeloveka«
(Leningrad 1866)

Vollständige Ausgabe

Januar 1981

20. Auflage Oktober 2007

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

© 1963 Artemis & Winkler Verlag,

Düsseldorf und Zürich

© für den Anhang: Deutscher Taschenbuch Verlag,

München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: Ausschnitt eines Gemäldes von Ilja Repin

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12406-5

Erstes Kapitel

Endlich bin ich von meiner vierzehntägigen Reise zurückgekehrt. Unsere Gesellschaft ist schon seit drei Tagen in Roulettenburg. Ich hatte gedacht, man würde mich weiß Gott wie sehnsüchtig erwarten, habe mich aber getäuscht. Der General schaute mich sehr kühl an, sprach von oben herab mit mir und schickte mich zu seiner Schwester. Es ist klar, daß sie sich irgendwoher Geld verschafft haben. Es schien mir sogar, als wäre es dem General peinlich, mir ins Gesicht zu sehen. Marja Filippowna war außerordentlich geschäftig und wechselte nur ein paar Worte mit mir; das Geld nahm sie aber doch in Empfang, zählte es nach und hörte meinen Bericht an. Zum Diner erwarten sie Mesenzew, ein Französin und irgendeinen Engländer; so ist es nun einmal Brauch: kaum ist Geld da, so wird sofort ein Diner mit geladenen Gästen veranstaltet – nach Moskauer Art. Als Paulina Alexandrowna mich erblickte, fragte sie, warum ich so lange weggeblieben sei. Dann ging sie weg, ohne eine Antwort abzuwarten. Selbstverständlich hat sie das mit Absicht getan. Wir müssen uns aber aussprechen. Es hat sich viel angesammelt.

Man wies mir ein kleines Zimmerchen im vierten Stock des Hotels an. Es ist hier bekannt, daß ich zum »Gefolge« des Generals gehöre. Man sieht aus allem, daß sie bereits Gelegenheit gefunden haben zu zeigen, wer sie sind. Den General halten hier alle für einen überaus reichen russischen Würdenträger. Er fand vor dem Diner noch Zeit, mir neben anderen Aufträgen zwei Tausendfranknoten zum Wechseln zu geben. Ich besorgte das im Büro des Hotels. Jetzt wird man uns mindestens eine Woche lang als Millionäre betrachten. Ich wollte Mischa und Nadja holen, um mit ihnen spazierenzugehen; aber von der Treppe weg beschied man mich zum General; er hielt es für ratsam, sich zu erkundigen, wohin ich sie führen wolle. Der Mann kann mir tatsächlich nicht gerade in die Augen schauen; er möchte es wohl sehr gern, aber ich

sehe ihn jedesmal mit einem so scharfen, das heißt unehrerbietigen Blick an, daß er anscheinend verlegen wird. In einer überaus pathetischen Rede, die er mit Phrasen nur so spickte, bis er zu guter Letzt steckenblieb, gab er mir zu verstehen, daß ich mit den Kindern im Park spazieren solle, fernab vom Kursaal. Endlich wurde er ganz ärgerlich und fügte schroff hinzu: »Sonst führen Sie sie am Ende in den Kursaal zum Roulett. Sie werden mich entschuldigen«, fuhr er fort, »aber ich weiß, Sie sind noch ziemlich leichtsinnig und wären am Ende fähig, ein Spiel zu wagen. Obgleich ich nicht Ihr Mentor bin und ein solches Amt auch nicht auszuüben wünsche, habe ich doch mindestens das Recht zu wünschen, daß Sie mich sozusagen nicht kompromittieren.«

»Ich besitze ja gar kein Geld«, erwiderte ich ruhig; »um es zu verspielen, muß man es erst haben.«

»Sie werden es sofort bekommen«, antwortete der General mit leichtem Erröten, wühlte in seinem Schreibtisch, schaute in einem Büchlein nach – und es erwies sich, daß er mir noch gegen hundertzwanzig Rubel schuldete.

»Wie werden wir uns denn verrechnen?« sagte er. »Man muß es in Taler umsetzen. Nun, nehmen Sie hier rund hundert Taler, der Rest geht Ihnen natürlich nicht verloren.«

Ich nahm das Geld schweigend entgegen.

»Lassen Sie sich bitte durch meine Worte nicht kränken, Sie sind so empfindlich . . . Wenn ich Ihnen gegenüber diese Bemerkung gemacht habe, so wollte ich Sie sozusagen warnen, und dazu habe ich natürlich ein gewisses Recht . . .«

Als ich vor dem Mittagessen mit den Kindern nach Hause zurückkehrte, kam mir eine ganze Kavalkade entgegen. Unsere Herrschaften hatten irgendeine Ruine besichtigt. Zwei vorzügliche Wagen, herrliche Pferde. In dem einen Wagen Mademoiselle Blanche mit Marja Filippowna und Paulina; das Französlein, der Engländer und unser General zu Pferd. Die Vorübergehenden blieben stehen und gafften; der Effekt war erreicht; dem General wird es aber noch schlimmer ergehen. Ich habe mir ausgerechnet, daß sie mit den viertausend Franken, die ich mitgebracht, und mit dem, was sie sich augenscheinlich noch anderweitig verschafft haben, jetzt sieben- bis achtausend Franken besitzen; das ist zu wenig für Mlle. Blanche.

Mlle. Blanche wohnt auch in unserem Hotel; irgendwo haust da auch unser Französlein. Die Dienerschaft nennt ihn

Monsieur le comte, die Mutter von Mlle. Blanche nennt sich Madame la comtesse; nun, vielleicht sind sie in der Tat comte et comtesse.

Ich wußte es ja, daß Monsieur le comte mich nicht wiedererkennen würde, wenn wir bei der Mittagstafel zusammentreffen. Dem General wäre es natürlich nicht eingefallen, uns bekannt zu machen oder wenigstens mich ihm vorzustellen; und Monsieur le comte ist selber in Rußland gewesen und weiß, daß das, was sie »outchitel*« nennen, kein großes Tier ist . . . Er kennt mich übrigens sehr gut. Aber offen gestanden erschien ich ungebeten zum Diner; der General hatte wohl vergessen, seine Anordnung zu treffen, sonst hätte er mich sicherlich an die Table d'hote geschickt. Ich kam also von selber, so daß der General mich recht mißvergnügt anblickte. Die gute Marja Filippowna wies mir sofort einen Platz an; aber die Begegnung mit Mister Astley riß mich heraus, und so erschien ich nolens volens als zu ihrer Gesellschaft gehörig.

Diesem sonderbaren Engländer bin ich zum erstenmal in Preußen begegnet, wo wir uns im Eisenbahnwagen gegenüber-saßen, als ich den Unseren nachreiste; dann traf ich ihn bei der Einreise nach Frankreich, endlich noch einmal in der Schweiz, im Verlauf der letzten vierzehn Tage also zweimal, und nun fand ich ihn plötzlich in Roulettenburg wieder. Mir ist in meinem ganzen Leben kein so schüchterner Mensch begegnet; er ist schüchtern bis zur Albernheit und weiß das natürlich auch, denn er ist keineswegs dumm. Im übrigen ist er sehr still und sehr nett. Bei unserer ersten Begegnung in Preußen brachte ich ihn zum Sprechen. Er erzählte mir, daß er in diesem Sommer am Nordkap gewesen sei und daß er sehr gern nach Nischnij-Nowgorod zur Messe gefahren wäre. Ich weiß nicht, wie er den General kennengelernt hat; mir scheint, er ist grenzenlos in Paulina verliebt. Als sie eintrat, erglühte er wie das Morgenrot. Er war sehr erfreut, daß ich mich bei Tisch neben ihn setzte, und betrachtet mich offenbar als seinen besten Freund.

Während des Essens führte der Franzose das große Wort; er behandelt alle sehr von oben herab und spielt den vornehmen Herrn. Und in Moskau – ich erinnere mich noch sehr gut – log er das Blaue vom Himmel herunter. Er redete furchtbar viel über die Finanzen und die russische Politik.

* Lehrer.

Der General wagte es bisweilen zu widersprechen, aber ganz bescheiden, nur um sein Ansehen nicht ganz zu verlieren.

Ich befand mich in einem sonderbaren Gemütszustand; natürlich hatte ich mir schon während der ersten Hälfte des Diners die gewohnte, ständige Frage vorgelegt, warum ich hinter diesem General herliefe und mich nicht längst von ihnen allen getrennt hätte. Ab und zu sah ich zu Paulina Alexandrowna hinüber; sie nahm keinerlei Notiz von mir. Schließlich geriet ich in Zorn und faßte den Entschluß, grob zu werden.

Es begann damit, daß ich mich plötzlich mir nichts, dir nichts laut und ungebeten in ein fremdes Gespräch einmischte. Es lag mir hauptsächlich daran, mit dem Französlein in Streit zu geraten. Ich wandte mich dem General zu und bemerkte, ihn unterbrechend, sehr laut und deutlich, daß es den Russen in diesem Sommer fast ganz unmöglich sei, in den Hotels an der Table d'hôte zu speisen. Der General sah mich erstaunt an.

»Wenn Sie ein Mensch sind, der sich selber achtet«, führte ich aus, »so setzen Sie sich unbedingt Schmähungen aus und müssen die derbsten Nackenschläge hinnehmen. In Paris und am Rhein, sogar in der Schweiz, sind an den gemeinsamen Mittagstafeln so viele Polacken und mit ihnen sympathisierende Französlein, daß Sie keine Möglichkeit haben, ein Wörtlein zu reden, wenn Sie Russe sind.«

Ich hatte das französisch gesagt, der General sah mich zweifelnd an und wußte nicht recht, ob er sich ärgern sollte oder nur darüber staunen, daß ich mich so weit vergessen konnte.

»Das heißt, daß irgend jemand Sie irgendwo zurechtgewiesen hat«, sagte das Französlein nachlässig und verächtlich.

»Ich bin in Paris erst mit einem Polen aneinandergeraten«, antwortete ich, »dann mit einem französischen Offizier, der dem Polen beipflichtete. Dann aber schlug sich die Hälfte der Franzosen auf meine Seite, als ich ihnen erzählte, wie ich dem Monsignore in den Kaffee spucken wollte.«

»Spucken?« fragte der General mit würdevollem Staunen und blickte sich sogar um. Das Französlein betrachtete mich ungläubig.

»Ganz recht«, erwiderte ich. »Da ich ganze zwei Tage lang die Überzeugung hegte, daß ich in unserer Angelegenheit vielleicht für kurze Zeit würde nach Rom reisen müssen, ging ich in die Gesandtschaft des Heiligen Vaters in Paris, um

meinen Paß visieren zu lassen. Dort empfing mich ein Äbtlein von ungefähr fünfzig Jahren, hager und mit frostigem Gesicht; er hörte mich höflich, aber ganz teilnahmslos an und bat mich zu warten. Ich hatte zwar wenig Zeit, setzte mich aber natürlich hin, nahm die ‚Opinion nationale‘ und stieß sofort auf einen gräßlichen Schmähartikel gegen Rußland. Mittlerweile hörte ich, wie jemand durch das Nebenzimmer zu dem Monsignore hineinging; ich sah, wie mein Abt sich verneigte. Ich wiederholte ihm meine Bitte; er bat mich wieder zu warten, aber diesmal mit noch viel kühlerer Miene. Kurze Zeit darauf kam noch ein Fremder, aber in Geschäften, irgendein Österreicher; man hörte ihn an und führte ihn sofort hinauf. Da wurde ich sehr ärgerlich. Ich stand auf, trat zu dem Abt und sagte ihm ganz entschieden, daß Monsignore, wenn er empfangen, auch meine Sache erledigen könne. Der Abt prallte in höchstem Erstaunen zurück. Es war ihm ganz unbegreiflich, wie sich ein nichtiger Russe mit den Gästen von Monsignore vergleichen könne. Er maß mich von Kopf bis Fuß und schrie mich im unverschämtesten Ton an, gleichsam erfreut, daß er mich beleidigen konnte: ‚Ja, glauben Sie denn wirklich, daß Monsignore seinen Kaffee Ihretwegen im Stich lassen wird?‘ Da fing auch ich an zu schreien, aber noch lauter als er: ‚So wissen Sie denn, daß ich auf den Kaffee Ihres Monsignore spucke! Wenn Sie meine Paßangelegenheit nicht augenblicklich erledigen, so gehe ich selber zu ihm hinein.‘ – ‚Wie! Jetzt, wo der Kardinal bei ihm sitzt?‘ schrie das Äbtlein, trat entsetzt von mir weg, stürzte zur Tür und breitete die Arme weit aus, um zu zeigen, daß er eher zu sterben bereit wäre, als mich durchzulassen.

Darauf antwortete ich ihm, daß ich ein Ketzer und Barbar sei – *que je suis hérétique et barbare* – und daß mir alle diese Erzbischöfe, Kardinäle, Monsignore und so weiter, und so weiter höchst gleichgültig seien. Mit einem Wort, ich gab ihm zu verstehen, daß ich nicht weichen würde. Der Abt maß mich mit einem unglaublich wütenden Blick, riß mir den Paß aus der Hand und trug ihn hinauf. Eine Minute später war alles erledigt. Hier, wollen Sie sich überzeugen?«

Ich zog meinen Paß hervor und zeigte das römische Visum.

»Da haben Sie aber . . .« wollte der General beginnen.

»Es hat Sie gerettet, daß Sie sich als Barbar und Ketzer bezeichneten«, bemerkte der Franzose lächelnd. »Cela n'était pas si bête.«

»Soll man unsere Russen wirklich so behandeln dürfen? Sie sitzen da, wagen nicht zu mucken und sind vielleicht sogar bereit zu verleugnen, daß sie Russen sind. In meinem Hotel in Paris wenigstens fing man an, mich viel aufmerksamer zu behandeln, nachdem ich allen meinen Streit mit dem Abt erzählt hatte. Der dicke polnische Pan, der mir an der Table d'hôte am feindlichsten gesinnt war, zog sich zurück. Die Franzosen nahmen es sogar hin, als ich erzählte, daß ich vor zwei Jahren einen Mann gesehen hätte, den ein französischer Jäger im Jahre zwölf angeschossen hatte – einzig und allein, um sein Gewehr zu entladen. Dieser Mann war damals ein zehnjähriges Kind, dessen Familie Moskau nicht rechtzeitig verlassen können.«

»Das kann nicht sein«, fuhr das Französlein auf, »ein französischer Soldat wird niemals auf ein Kind schießen.«

»Und dennoch ist es geschehen«, entgegnete ich. »Das hat mir ein ehrenwerter Hauptmann a. D. erzählt, und ich selber habe auf seiner Wange die Schramme von der Kugel gesehen.«

Der Franzose begann viel und schnell zu reden, der General wollte ihn unterstützen, aber ich empfahl ihm, doch ein paar Stücke aus den »Aufzeichnungen« des Generals Perowskij zu lesen, der 1812 in französischer Gefangenschaft war. Endlich begann Marja Filippowna von etwas anderem zu reden, um das Gespräch abzubrechen. Der General war sehr unzufrieden mit mir, da der Franzose und ich beinahe schon ins Schreien geraten waren. Mister Astley aber hatte mein Streit mit dem Franzosen anscheinend sehr gefallen; als wir von der Tafel aufstanden, bot er mir an, ein Glas Wein mit ihm zu trinken. Abends gelang es mir, eine Viertelstunde mit Paulina Alexandrowna zu sprechen, denn das mußte sein. Unsere Unterredung fand während eines Spazierganges statt. Alle gingen in den Park, zum Kursaal. Paulina setzte sich auf eine Bank gegenüber dem Springbrunnen und ließ Nadja in der Nähe mit den Kindern spielen. Ich schickte Mischa auch zur Fontäne, und so waren wir endlich allein.

Zuerst sprachen wir natürlich von den Geschäften. Paulina wurde einfach böse, als ich ihr insgesamt nur siebenhundert Gulden übergab. Sie war überzeugt, daß ich ihr für ihre versetzten Brillanten mindestens zweitausend Gulden oder sogar mehr aus Paris mitbringen würde.

»Ich brauche unbedingt Geld«, sagte sie, »es muß herbeigeschafft werden, sonst bin ich verloren.«

Ich fragte, was sich während meiner Abwesenheit ereignet habe.

»Weiter nichts, als daß zwei Nachrichten aus Petersburg gekommen sind; zuerst, daß es der Großtante sehr schlecht geht, und zwei Tage darauf, daß sie bereits gestorben sei. Diese Mitteilung kam von Timofej Petrowitsch«, fügte Paulina hinzu, »und er ist ein zuverlässiger Mensch. Nun warten wir auf eine endgültige Bestätigung.«

»So sind hier also alle in Erwartung?« fragte ich.

»Natürlich, alle und alles; seit einem halben Jahr hofft man einzig und allein nur noch darauf.«

»Und Sie hoffen auch?« fragte ich.

»Ich bin ja gar nicht verwandt mit ihr, ich bin nur die Stieftochter des Generals. Aber ich weiß bestimmt, daß sie mich im Testament bedenken wird.«

»Ich glaube, daß Sie sehr viel erhalten werden«, bestätigte ich.

»Ja, sie hatte mich gern; aber warum glauben Sie das?«

»Sagen Sie mir«, stellte ich die Gegenfrage, »unser Marquis ist anscheinend auch schon in alle Familiengeheimnisse eingeweiht?«

»Und warum interessieren Sie sich selber dafür?« fragte Paulina und sah mich kalt und unfreundlich an.

»Wie sollte ich nicht? Wenn ich nicht irre, hat der General bereits Geld von ihm geborgt.«

»Sie haben es getroffen.«

»Nun, hätte er ihm denn Geld gegeben, wenn er nichts von der ‚Baboulenska‘ wüßte? Haben Sie es bemerkt, daß er sie bei Tisch zwei- oder dreimal, wenn er von der Großtante sprach, ‚Baboulenska‘ nannte, ‚la baboulenska‘? Das nenne ich ein intimes, ein höchst freundschaftliches Verhältnis!«

»Ja, Sie haben recht. Sobald er erfährt, daß mir auch etwas von der Erbschaft zugefallen ist, hält er sofort um meine Hand an.«

»Erst dann? Ich dachte, daß er sich schon längst um Sie bewirbt.«

»Sie wissen sehr gut, daß dies nicht der Fall ist«, sagte Paulina zornig. »Wo sind Sie mit diesem Engländer zusammengekommen?« fügte sie nach einem minutenlangen Schweigen hinzu.

»Ich wußte ja, daß Sie mich gleich nach ihm fragen würden.«

Ich erzählte ihr von meinen früheren Begegnungen mit Mister Astley auf der Reise.

»Er ist schüchtern und leicht entflammt und natürlich schon in Sie verliebt?«

»Ja, er ist in mich verliebt«, antwortete Paulina.

»Und natürlich ist er zehnmal reicher als der Franzose. Ja, besitzt denn der Franzose tatsächlich etwas? Ist das nicht eine sehr zweifelhafte Sache?«

»Ganz und gar nicht. Er besitzt irgendein château. Das hat mir der General erst gestern als ganz sicher mitgeteilt . . . Nun, genügt Ihnen das?«

»Ich würde an Ihrer Stelle unbedingt den Engländer heiraten.«

»Weshalb?« fragte Paulina.

»Der Franzose ist hübscher, aber gemein, der Engländer dagegen ist nicht nur ein anständiger Mensch, sondern hat auch zehnmal mehr«, antwortete ich.

»Ja; aber dafür ist der Franzose Marquis und klüger«, entgegnete sie mit größter Seelenruhe.

»Ob dem so ist?« forschte ich weiter.

»Ganz gewiß.«

Meine Fragen mißfielen Paulina außerordentlich, und ich sah, daß sie mich durch den Ton und die Seltsamkeit ihrer Antworten ärgern wollte. Ich sagte ihr das auch sofort.

»Nun ja, es macht mir tatsächlich Spaß zu sehen, wie Sie in Wut geraten. Schon allein dafür, daß ich Ihnen gestatte, solche Fragen und Vermutungen auszusprechen, sind Sie in meiner Schuld.«

»Ich halte mich in der Tat für berechtigt, Ihnen allerhand Fragen zu stellen«, erwiderte ich ruhig; »eben weil ich bereit bin, diese Schuld in jeder Weise wettzumachen, und mein Leben jetzt für nichts achte.«

Paulina lachte laut auf.

»Sie sagten mir letzthin auf dem Schlangenberg, daß Sie bereit seien, auf mein erstes Wort hin kopfüber in die Tiefe zu springen, und das waren dort wohl tausend Fuß. Ich spreche dieses Wort noch einmal aus, wenn auch nur, um zu sehen, wie Sie Ihre Schuld begleichen, und seien Sie überzeugt, ich bleibe mir treu. Sie sind mir verhaßt – eben weil ich Ihnen soviel gestattet habe, und noch verhaßter, weil ich Sie so sehr brauche. Aber solange ich Sie nötig habe, muß ich Sie schonen.«

Sie erhob sich. Sie hatte in sehr gereiztem Ton gesprochen.

In letzter Zeit geriet sie bei jedem Gespräch mit mir schließlich in Erregung und Zorn, wirklichen Zorn.

»Gestatten Sie mir zu fragen, wer ist Mlle. Blanche?« sagte ich, nicht gewillt, sie ohne Erklärung fortzulassen.

»Sie wissen selber, wer Mlle. Blanche ist. Daran hat sich seither nichts geändert. Mlle. Blanche wird wahrscheinlich Generalin werden – natürlich nur dann, wenn sich die Nachricht vom Tod der Großtante bestätigt, da Mlle. Blanche, ebenso wie ihre Mutter und der Vetter Marquis, sehr gut wissen, daß wir ruiniert sind.«

»Und der General ist tatsächlich verliebt?«

»Darauf kommt es jetzt nicht an. Hören Sie jetzt, und merken Sie es sich! Nehmen Sie diese siebenhundert Gulden, und gehen Sie spielen; gewinnen Sie im Roulett möglichst viel für mich; ich muß jetzt Geld haben, koste es, was es wolle.«

Nach diesen Worten rief sie Nadinka zu sich und ging zum Kurhaus, wo sie sich mit unserer ganzen Gesellschaft vereinte. Ich aber bog in den ersten Seitenweg links ein. Ich grübelte und staunte. Der Befehl, zum Roulett zu gehen, hatte mich wie ein Schlag auf den Kopf getroffen. Und sonderbar! ich hatte genug zu bedenken, aber ich vertiefte mich ganz und gar in eine Analyse meiner Gefühle für Paulina. Es war mir wirklich in den zwei Wochen meiner Abwesenheit leichter zumute gewesen als heute, am Tag der Rückkehr, obwohl ich mich unterwegs wie ein Verrückter gesehnt hatte, wie ein Besessener umhergerannt war und sie sogar im Traum ständig vor mir gesehen hatte. Einmal (das war in der Schweiz) war ich im Eisenbahnwagen eingeschlafen und muß im Traum laut mit Paulina gesprochen haben, denn alle meine Mitreisenden fingen zu lachen an. Und nun legte ich mir wieder die Frage vor: Liebe ich sie? Und vermochte wieder keine Antwort zu finden, das heißt, richtiger gesagt, ich antwortete mir zum hundertstenmal, daß ich sie haßte. Ja, sie war mir verhaßt. Es gab Augenblicke, und zwar immer am Schluß unserer Unterredungen, wo ich mein halbes Leben hingegeben hätte, um sie zu erwürgen! Ich schwöre, wenn ich die Möglichkeit gehabt hätte, ein scharfes Messer langsam in ihre Brust zu bohren – ich hätte es mit Wonne getan. Und dabei schwöre ich bei allem, was mir heilig ist: wenn sie mir auf dem Schlangenberg, auf dem beliebten Aussichtspunkt, wirklich gesagt hätte: Springen Sie hinunter, ich hätte mich sofort

hinabgestürzt, und noch dazu mit Wonne. Das wußte ich. Es muß sich entscheiden, so oder so. Alles das begreift sie durchaus, und der Gedanke, daß ich mir ganz klar und deutlich des Umstandes bewußt bin, daß sie für mich unerreichbar ist, daß keiner meiner Träume sich je erfüllen kann – dieser Gedanke gewährt ihr, davon bin ich überzeugt, einen außerordentlichen Genuß; würde sie bei ihrer Klugheit und Vorsicht sonst so intim und offenherzig mir gegenüber sein? Mir scheint, sie hat mich bis jetzt so betrachtet wie jene Kaiserin des Altertums, die sich vor ihrem Sklaven entkleidete, weil sie ihn nicht zu den Menschen zählte. Ja, sie hat mich oft nicht zu den Menschen gerechnet.

Nun aber war ich von ihr beauftragt, beim Roulett zu gewinnen, koste es, was es wolle. Ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, warum und wie bald ich gewinnen mußte und was für neue Erwägungen in diesem ewig berechnenden Geist entstanden waren. Außerdem hatte sich in diesen zwei Wochen offenbar allerlei ereignet, wovon ich noch nichts ahnte. Ich mußte alles erraten, in alles eindringen – und zwar so schnell wie möglich. Doch jetzt war keine Zeit dazu: ich mußte zum Roulett.

Zweites Kapitel

Ich gestehe, daß mir das unangenehm war; ich war zwar entschlossen zu spielen, aber durchaus nicht geneigt, damit für andere anzufangen. Das brachte mich sogar etwas aus der Fassung, und ich betrat die Spielsäle in einer überaus verdrießlichen Stimmung. Alles mißfiel mir dort auf den ersten Blick. Ich hasse diese elenden Liebedienereien in den Feuilletons der ganzen Welt, ganz besonders aber in unseren russischen Zeitungen, in denen unsere Feuilletonisten beinahe jedes Frühjahr von zwei Dingen erzählen: erstens von der ungewöhnlichen Pracht und dem Luxus der Spielsäle in den Spielstädten am Rhein, und zweitens – von den Haufen Gold, die auf den Tischen liegen sollen. Man zahlt ihnen doch nichts dafür; sie schildern das einfach so, aus uneigennütziger Lakaiengesinnung. Es herrscht keinerlei Pracht in diesen erbärmlichen Sälen, und das Gold liegt keineswegs haufenweise auf den Tischen – man sieht kaum etwas davon. Natürlich erscheint wohl einmal im Lauf der Saison ein Sonderling,

ein Engländer oder irgendein Asiate oder wie in diesem Sommer ein Türke, und verspielt oder gewinnt auf einmal sehr viel. Alle anderen spielen aber mit wenigen Gulden, und im Durchschnitt liegt immer sehr wenig Geld auf dem Tisch. Als ich den Spielsaal betrat (zum erstenmal im Leben), konnte ich mich nicht gleich zum Spielen entschließen. Zudem staute sich die Menge. Aber auch wenn ich allein gewesen wäre, hätte ich mich wahrscheinlich nicht an den Spieltisch gesetzt, sondern wäre schnell fortgegangen. Ich gestehe, daß mir das Herz klopfte und daß ich nicht kaltblütig war; ich wußte bestimmt und hatte längst beschlossen, daß ich Roulettenburg nicht so verlassen würde, daß sich hier unbedingt etwas für mein Schicksal Entscheidendes und Abschließendes ereignen würde. So muß es sein – und so wird es sein.

Es mag lächerlich erscheinen, daß ich für mich soviel vom Roulett erwarte; aber noch lächerlicher ist meiner Ansicht nach die bei allen feststehende landläufige Meinung, daß es dumm und absurd sei, etwas von dem Spiel zu erwarten. Warum ist das Spiel schlechter als irgendeine andere Art, Geld zu erwerben, beispielsweise als der Handel? Es ist ja wahr, daß von Hunderten einer gewinnt. Aber – was geht das mich an?

Auf alle Fälle beschloß ich, mich erst zu orientieren und am heutigen Abend nichts Ernstes zu beginnen. Sollte sich an diesem Abend doch etwas ereignen, so sollte es zufällig und wie von selbst kommen – so meinte ich. Außerdem mußte ich das Spiel erst studieren; denn trotz den tausend Schilderungen des Rouletts, die ich stets so begierig gelesen, hatte ich nichts von der Einrichtung begriffen, ehe ich sie selber erblickte.

Erstens erschien mir alles so schmutzig – moralisch widerwärtig und schmutzig. Ich rede keineswegs von den gierigen und unruhigen Leuten, die die Spieltische zu Dutzenden, ja zu Hunderten umdrängen. Ich finde durchaus nichts Schmutziges in dem Bestreben, recht schnell und recht viel zu gewinnen; der Gedanke jenes satten und wohlversorgten Sittenpredigers, der auf irgend jemandes Entschuldigung, daß »sie ja nur mit kleinen Einsätzen spielen«, die Antwort gab: »Desto schlimmer, denn das ist kleinliche Gewinnsucht« – dieser Gedanke ist mir immer sehr dumm erschienen. Als ob kleinliche Gewinnsucht und Gewinnsucht im großen nicht ein und dasselbe wären! Das ist ein relativer Begriff. Was für

Rothschild wenig ist, ist für mich sehr viel, und was den Erwerb und den Gewinn anbetrifft, so versuchen die Menschen nicht nur am Spieltisch, sondern allerorten einer dem anderen etwas abzujagen oder abzugewinnen. Ob Erwerb und Gewinn überhaupt etwas Häßliches sind – das ist eine andere Frage. Aber die will ich hier nicht lösen. Da ich ja selber in hohem Maß von dem Wunsch zu gewinnen erfüllt war, wirkte diese ganze Gewinnsucht, all dieser schmutzige Eigennutz beim Betreten des Saales beruhigend und anheimelnd auf mich. Es ist das Allerschönste, wenn man sich voreinander nicht zu zieren braucht, sondern offen und freimütig handeln kann. Und wozu soll man sich selber betrügen? Das ist höchst unnütz und unpraktisch. Ganz besonders häßlich wirkt auf den ersten Blick bei diesem Roulettpack die Ehrfurcht vor der »Arbeit«, der Ernst, ja sogar die Andacht, mit der alles um die Tische herumsteht. Darum wird hier auch so scharf unterschieden, ob ein Spiel als mauvais genre anzusehen ist oder ob es einem anständigen Menschen gestattet werden darf. Es gibt zwei Arten von Spiel, die eine ist gentlemanlike, die andere plebejisch, gewinnsüchtig, das Spiel für allerlei Gesindel. Hier wird das streng unterschieden – und wie gemein ist im Grunde genommen diese Unterscheidung! Ein Gentleman kann zum Beispiel fünf oder zehn Louisdor setzen, selten mehr; er kann auch tausend Franken setzen, wenn er sehr reich ist, aber einzig und allein des Spieles wegen, zum Vergnügen, und eigentlich nur, um den Prozeß des Gewinnens und Verlierens zu beobachten; für den Gewinn selbst aber darf er sich nicht interessieren. Wenn er gewinnt, darf er zum Beispiel laut lachen, zu einem der Umstehenden ein paar Worte sagen, sogar noch einmal setzen, noch einmal verdoppeln, aber einzig und allein aus Neugier, um die Chancen zu beobachten, Berechnungen anzustellen, nicht aber aus dem plebejischen Wunsch zu gewinnen. Mit einem Wort, er darf alle diese Spieltische, das Roulett, das trente et quarante für nichts anderes ansehen als für einen Zeitvertreib, der zu seiner Unterhaltung da ist. Den Eigennutz, die Fallen, auf denen sich die Spielbank gründet und aufbaut, darf er nicht einmal ahnen. Es wäre sogar sehr, sehr schön, wenn er sich einbilden könnte, daß alle die anderen Spieler, dieses ganze Geschmeiß, das um den Gulden zittert, ebensolche reiche Gentlemen seien wie er selber und ebenfalls nur zu ihrem Vergnügen und zum Zeitvertreib spielten.

Eine solche vollständige Verkennung der Wirklichkeit, eine solche unschuldsvolle Beurteilung der Menschen wären natürlich in hohem Maß aristokratisch. Ich habe gesehen, wie viele Mamas ihre unschuldigen, eleganten Töchterlein, fünfzehn- und sechzehnjährige Misses, nach vorn drängten, ihnen ein paar Goldstücke gaben und ihnen das Spiel erklärten. Das Fräulein verlor oder gewann, lächelte in jedem Fall und ging sehr befriedigt von dannen. Unser General trat würdevoll und gewichtig an den Tisch heran; ein Diener stürzte herbei, um ihm einen Stuhl anzubieten, doch er übersah den Dienstbeflissenen. Sehr langsam zog er seinen Geldbeutel hervor, sehr langsam entnahm er ihm dreihundert Franken in Gold, setzte auf schwarz und gewann. Er nahm den Gewinn nicht an sich, sondern ließ ihn stehen. Schwarz gewann wieder; er nahm das Geld auch jetzt nicht, und als beim drittenmal rot an die Reihe kam, verlor er mit einem Schlag zwölfhundert Franken. Er ging lächelnd weg und bestand die Probe. Ich bin überzeugt, daß sich sein Herz zusammenkrampfte; wäre der Einsatz doppelt oder dreimal so hoch gewesen, hätte er die Haltung wohl nicht bewahrt, sondern Erregung gezeigt. Übrigens gewann ein Franzose in meinem Beisein gegen dreißigtausend Franken und verlor sie wieder, heiter und ohne jegliche Erregung. Ein wirklicher Gentleman darf sich nicht aufregen, selbst dann nicht, wenn er sein ganzes Vermögen verspielt. Seine Vornehmheit muß so hoch über dem Geld stehen, daß er es kaum der Mühe wert hält, sich darum zu kümmern. Es wäre natürlich sehr aristokratisch, den ganzen Schmutz dieses Gesindels und der ganzen Umgebung nicht zu bemerken. Aber manchmal ist wieder das Gegenteil durchaus aristokratisch, man bemerkt dieses ganze Pack, sieht es sich genau an, prüft es sogar durch die Lorgnette; aber nur von dem Standpunkt aus, daß man diese ganze Menge, diesen ganzen Schmutz als eine Art Zerstreuung auffaßt, eine Vorstellung, die zum Vergnügen des Gentleman veranstaltet ist. Man kann sich selber in dieser Menge herumstoßen, aber man muß vollständig davon durchdrungen sein, daß man lediglich Beobachter ist und keinesfalls dazugehört. Übrigens darf man auch nicht allzu scharf beobachten: das wäre wieder nicht gentlemanlike, denn dieses Schauspiel ist in jedem Fall einer allzu genauen Beobachtung nicht wert. Es gibt überhaupt wenig Schauspiele, die der näheren Beachtung eines Gentleman wert sind. Mir persönlich jedoch erschien es, daß dies

alles sehr wohl eines eingehenden Studiums wert sei, besonders für jemanden, der nicht nur zur Beobachtung hergekommen ist, sondern sich selber aufrichtig und ehrlich als zu dem Gesindel gehörig betrachtet. Was jedoch meine allergeringsten sittlichen Anschauungen anbetrifft, so ist für sie in diesen Aufzeichnungen kein Platz. Mag es denn so sein; ich sage es, um mein Gewissen zu entlasten. Aber eines muß ich bemerken: daß es mir in der letzten Zeit ungemein zuwider war, meine Gedanken und Handlungen irgendeinem sittlichen Maßstab anzupassen. Es ist etwas anderes, was mich leitet . . .

Das Pack spielt in der Tat sehr schmutzig. Ich bin sogar nicht abgeneigt zu glauben, daß hier am Tisch sehr oft auch in ganz gewöhnlicher Weise gestohlen wird. Die Croupiers, die zu beiden Enden der Tische sitzen, die Einsätze beobachten und auszahlen, haben ungemein viel zu tun. Ist das ein Geschmeiß! Es sind zum größten Teil Franzosen. Im übrigen beobachte und bemerke ich das alles durchaus nicht zu dem Zweck, das Roulettspiel zu beschreiben; ich will mich anpassen, damit ich weiß, wie ich mich in Zukunft zu verhalten habe. Ich habe zum Beispiel bemerkt, daß es nichts Außergewöhnliches ist, wenn sich plötzlich irgendein Arm über den Tisch streckt und das einsteckt, was der Gegenübersitzende gewonnen hat. Es kommt zum Streit, oft zu Geschrei – und nun beweist einmal, sucht euch gefälligst Zeugen dafür, daß der Gewinn euch zukam!

Am Anfang waren das alles böhmische Dörfer für mich; ich erriet nur und konnte zur Not unterscheiden, daß man auf Zahlen setzte, auf gerade und ungerade, und auf Farben. Ich beschloß, an diesem Abend hundert Gulden von dem Geld Paulina Alexandrownas zu wagen. Der Gedanke, daß ich das Spiel nicht für mich begänne, brachte mich etwas aus der Fassung. Es war ein überaus unangenehmes Gefühl, und ich wollte es so schnell wie möglich loswerden. Es kam mir vor, als ob ich mein eigenes Glück untergrübe, indem ich für Paulina begann. Ist es wirklich unmöglich, an den Spieltisch heranzutreten, ohne sofort von Aberglauben erfaßt zu werden? Ich fing damit an, daß ich fünf Friedrichsdor, das heißt fünfzig Gulden, herausnahm und sie auf eine gerade Zahl setzte. Das Rad drehte sich und blieb auf dreizehn stehen – ich hatte verloren. Mit einem geradezu schmerzlichen Gefühl und um irgendwie ein Ende zu machen und fortgehen zu

können, setzte ich noch fünf Friedrichsdor auf Rot. Rot gewann. Ich setzte alle zehn Friedrichsdor – Rot gewann wieder. Noch einmal setzte ich die ganze Summe – wieder Rot. Nachdem ich vierzig Friedrichsdor erhalten hatte, setzte ich zwanzig auf die zwölf mittleren Zahlen, ohne zu wissen, was dabei herauskommen würde. Man zahlte mir den dreifachen Betrag aus. Auf diese Weise besaß ich statt der zehn Friedrichsdor plötzlich achtzig. Ein ungewohntes, ganz seltsames Gefühl peinigte mich bis zur Unerträglichkeit, so daß ich beschloß fortzugehen. Mir schien, daß ich ganz anders gespielt hätte, wäre es für mich selber gewesen. Trotzdem setzte ich noch einmal sämtliche achtzig Friedrichsdor auf gerade. Das Rad blieb auf vier stehen, man schob mir noch achtzig Friedrichsdor zu; ich nahm das ganze Häufchen – hundertundsechzig Friedrichsdor – und entfernte mich, um Paulina Alexandrowna aufzusuchen.

Sie gingen alle irgendwo im Park spazieren, und es gelang mir erst, sie beim Abendessen wiederzusehen. Diesmal war der Franzose nicht da, und der General wurde gesprächig. Unter anderem hielt er es für nötig, mir nochmals zu bemerken, daß es ihm nicht erwünscht sei, mich am Spieltisch zu sehen. Es würde ihn – seiner Ansicht nach – allzusehr bloßstellen, wenn ich einmal zu viel verlieren sollte. »Aber Sie kompromittieren mich auch, wenn Sie sehr viel gewinnen«, fügte er bedeutungsvoll hinzu. »Natürlich habe ich kein Recht, Ihre Handlungen zu bestimmen, aber Sie werden selber zugeben . . .« Er sprach seiner Gewohnheit gemäß den Satz nicht zu Ende. Ich erwiderte sehr kühl, daß ich nur wenig Geld besäße und daher nicht in der Lage sei, auffallend viel zu verlieren, selbst wenn ich spielen wollte. Als ich mein Zimmer aufsuchte, fand ich Gelegenheit, Paulina den Gewinn zu übergeben und ihr zu erklären, daß ich ein zweites Mal nicht mehr für sie spielen würde.

»Warum nicht?« fragte sie unruhig.

»Weil ich für mich selber spielen will«, antwortete ich und sah sie erstaunt an, »und das stört mich.«

»So sind Sie entschieden nach wie vor überzeugt, daß das Roulett Ihr einziger Ausweg und Ihre Rettung ist?« fragte sie spöttisch.

Ich bejahte sehr ernsthaft; was aber meine feste Zuversicht zu gewinnen anbelange, so gäbe ich gern zu, daß das vielleicht lächerlich sei, man möge mich aber in Ruhe lassen.

Paulina Alexandrowna bestand darauf, daß ich den heutigen Gewinn unbedingt mit ihr teilen müsse, wollte mir die achtzig Friedrichsdor übergeben und schlug mir vor, das Spiel unter diesen Bedingungen fortzusetzen. Ich wies die Hälfte des Gewinns entschieden und ein für allemal zurück und erklärte, daß ich für andere nicht spielen könne, nicht weil ich nicht wolle, sondern weil ich sicherlich verlieren würde.

»Dabei ist das Roulett, so dumm das sein mag, doch beinahe auch meine einzige Hoffnung«, sagte sie nachdenklich. »Und darum müssen Sie unbedingt das Spiel fortsetzen, halbpart mit mir, und Sie werden es selbstverständlich tun.«

Damit verließ sie mich, ohne meine weiteren Einwendungen anzuhören.

Drittes Kapitel

Und trotzdem hat sie gestern den ganzen Tag kein Wort über das Spiel mit mir gesprochen. Sie hat es gestern überhaupt vermieden, mit mir zu reden. Ihr früheres Verhalten mir gegenüber hat sie nicht geändert. Es ist dieselbe vollendete Geringschätzung im Verkehr und bei zufälligen Begegnungen sogar etwas wie Verachtung und Haß. Sie gibt sich überhaupt keine Mühe, ihre Abneigung gegen mich zu verbergen; das sehe ich. Trotzdem verhehlt sie mir nicht, daß sie mich für irgend etwas nötig hat und mich deshalb schon. Es haben sich zwischen uns ganz eigenartige Beziehungen herausgebildet, die mir in vielem unverständlich sind, wenn man ihren Stolz und ihren Hochmut allen anderen gegenüber in Betracht zieht. Sie weiß zum Beispiel, daß ich sie bis zum Wahnsinn liebe, läßt mich sogar von meiner Leidenschaft reden; kann sie mir aber ihre Verachtung deutlicher zeigen als dadurch, daß sie mir gestattet, unbehindert und frei von meiner Liebe zu sprechen? »Das bedeutet, daß ich deine Gefühle für so gering achte, daß es mir völlig gleichgültig ist, wovon du mit mir sprichst und was du für mich empfindest.« Über ihre eigenen Angelegenheiten hatte sie auch schon früher viel mit mir gesprochen, ohne jemals ganz aufrichtig zu sein. Doch das ist noch nicht alles! In ihrer Geringschätzung für mich gibt es zum Beispiel noch solche Feinheiten. Nehmen wir an, sie weiß, daß mir irgendein Umstand ihres Lebens bekannt ist oder etwas, was sie heftig beunruhigt; sie wird mir sogar selber etwas